

MOLLY GREEN

Im Licht der
Hoffnung



Weltbild

Im Licht der Hoffnung

Die Autorin

Molly Green hat die ganze Welt bereist und ihre Koffer in den verschiedensten Ländern aus- und wieder eingepackt. Heute lebt sie im südenglischen Tunbridge Wells, wo sie 17 Jahre lang ein Maklerbüro betrieb, bevor sie beschloss, sich einen Lebenstraum zu erfüllen und nur noch zu schreiben.

Molly Green

Im Licht der Hoffnung

Roman

Aus dem Englischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
AN ORPHAN IN THE SNOW bei HarperCollinsPublishers, UK

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Molly Green
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Bernhard Liesen
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß
Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel
Images (© Laura Kate Bradley), Getty Images (© J. A. Hampton), iStock
(© mtreasure) und Shutterstock (© frog-color)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-151-4

2022 2021 2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Liverpool, Dezember 1941

Der Zug nach Liverpool verließ die Londoner Euston Station um fünf vor zehn abends mit einer Verspätung von neun Stunden. Der Schaffner pfiff, die Lokomotive stieß Dampf aus. June zog eine der schmierigen Fensterscheiben nach unten und steckte den Kopf hinaus, um einen letzten Blick auf ihre Tante zu werfen, die mit einem weißen Taschentuch winkend den Bahnsteig hinabrannte und schließlich zurückfiel, als der Zug an Geschwindigkeit gewann. Kurz darauf war sie nicht mehr zu sehen. Die gute Tante Ada. Sie würde ihr fehlen.

June schloss das Fenster und atmete tief durch. Sie hatte es geschafft und konnte ihre Freude nicht unterdrücken. Ein schwerer Bombenangriff auf eine Stadt an der Strecke hatte den Zug unfassbar lange aufgehalten, und sie hatte in der Euston Station auf dem Boden sitzen müssen, weil alle Sitzmöglichkeiten belagert waren. Neben ihr saß eine kleine Gruppe plaudernder Soldaten, von denen es einer glücklicherweise geschafft hatte, wenigstens für ihre Tante einen Sitzplatz zu ergattern. Doch nun war sie auf dem Weg Richtung Norden, obwohl alles dagegen gesprochen hatte.

Offen gestanden war sie sich gar nicht so sicher, wo genau Liverpool lag, aber es war mit Sicherheit weit genug entfernt, um ihren Vater davon abzuhalten, ihr zu folgen. Sie hatte ihm ihre künftige Adresse nicht gegeben, nicht einmal den

Namen des Dorfes erwähnt. »Irgendwo in der Nähe von Liverpool«, hatte sie gesagt. »Ich lasse es dich wissen, wenn ich da bin.« Ihr Herz schlug ein bisschen schneller, als sie wieder die Worte ihres Vaters hörte.

»Jetzt habt ihr mich alle verlassen. Erst Stella, dann Clara ...« Er hatte den Kopf gesenkt, als er den Namen ihrer toten Schwester aussprach, und für einen Augenblick glaubte sie, dass so etwas wie Bedauern in seinem Blick lag. »Dann deine Mutter, und jetzt *du*.« Als er aufblickte, sah sie, dass seine Augen kalt und grau wie Beton waren.

June biss sich auf die Unterlippe. Clara. Nein, sie durfte jetzt nicht daran denken. Konzentriere dich darauf, was vor dir liegt. Denk an deinen neuen Job in dem Waisenhaus von Dr. Barnardo's.

Doch zuerst musste sie einen freien Platz in einem Abteil finden.

Sie zwängte sich mit ihrem Koffer zwischen ein paar Soldaten hindurch, die rauchend und plaudernd im Gang standen.

»Wo bist du stationiert?«

»Isle of Tiree.«

»Pech gehabt. Wie ich höre, ist das am Ende der Welt.«

»Eine schottische Insel. Wenigstens wird man da vermutlich nicht auf mich schießen. Ich habe noch ein paar Tage Urlaub. Da wollte ich bei meinen Eltern vorbeischauen. Die wohnen in der Nähe von Liverpool ...«

»Entschuldigung, aber könnten Sie mich bitte durchlassen?«, sagte June, der ein großer, breitschultriger Mann in einem Mantel und mit einer Schirmmütze im Weg stand. Er kehrte ihr den Rücken zu und unterhielt sich mit einem Kameraden.

»Tut mir leid.« Der Soldat drehte sich um, und seine Augen waren blau wie ein Sommerhimmel. Er lächelte. »Wenn Sie mögen, helfe ich Ihnen gern mit dem Koffer.«

»Nein danke, ich komme schon klar. Treten Sie einfach einen Schritt zur Seite.«

»Sicher? Der Koffer scheint schwer zu sein.«

»Ganz sicher.«

Der Mann schaute ihr noch für ein paar Sekunden in die Augen, zuckte dann die Achseln und machte den Weg frei. June bedankte sich und streifte seine Schultern, als sie sich an ihm vorbeizwängte. Aus dem Augenwinkel sah sie sein spöttisches Lächeln. Sie war froh, dass er nicht mehr sah, wie sie errötete. Auch seine Kameraden warfen ihr bewundernde Blicke zu oder piffen, als sie sich den Weg durch den verstopften Gang bahnte. Der Zigarettenrauch kratzte in ihrer Kehle. Sie war dankbar, als sie schließlich einen freien Platz in einem Abteil entdeckte, in dem vier plaudernde uniformierte Frauen und eine gestresst wirkende Mutter saßen, die das schluchzende Mädchen auf ihrem Schoß zu beruhigen versuchte. Ein kleiner Junge zog an ihrem Arm und jammerte, weil es etwas trinken wollte.

Die Mutter warf ihr einen entschuldigenden Blick zu.

»Keine Sorge«, sagte June lächelnd, während sie ihren Koffer auf das Gepäcknetz hievte. »Ich bin an den Umgang mit Kindern gewöhnt. Um diese späte Stunde müssen die beiden müde sein. Wie alt sind sie denn?«

»Joe ist sechs und Millie fünf.«

»Ich habe Bonbons dabei. Darf ich ihnen eins geben und ihnen eine Geschichte erzählen?«

»Würden Sie das wirklich tun?«, fragte die Frau erleichtert.

»Sie sollten die Kleine in eine Wolljacke und einen Schal packen, vielleicht kann sie dann ein paar Stunden schlafen. Morgen früh wird es ihr besser gehen.«

Das kleine Mädchen hörte auf zu weinen und starrte June aus großen Augen an.

»Die nette Dame hat ein Bonbon für dich und wird dir eine Geschichte erzählen, meine Süße.«

Es wirkte Wunder.

Früh am nächsten Morgen stieg June am Bahnhof Kirkdale aus. Ihre Bein- und Schultermuskeln waren verspannt, weil sie sich so lange nicht hatte bewegen können. Sie massierte ihre Nackenmuskeln und versuchte, ihren knurrenden Magen zu ignorieren. Dann zog sie einen Zettel hervor, den ihr die Heimleiterin des Dr. Barnardo's Home* geschickt hatte. Dieses Heim würde ihr neues Zuhause sein.

Nehmen Sie vor dem Bahnhof den Bus, und bitten Sie den Fahrer, Sie an der Haltestelle Ferndale abzusetzen. Biegen Sie nach links ab und dann nach ungefähr 500 Metern noch einmal nach links. Folgen Sie der Straße für ein paar Minuten, bis Sie links eine private Zufahrtsstraße sehen, die den Hügel hinaufführt. Folgen Sie ihr bis zum Ende, dann sehen Sie ein rotes Backsteingebäude vor sich.

Doch vorher brauchte sie noch eine Tasse Tee und ein Frühstück, um nicht zusammenzubrechen. Vielleicht gab es ein Bahnhofscafé. Sie faltete den Zettel zusammen, steckte ihn in die Manteltasche und ging den Bahnsteig hinab.

* Dr. Barnardo's Homes, Heime für arme und verwaiste Kinder, begründet von dem Mediziner und Philanthropen Thomas John Barnardo (1845–1905). (A.d.Ü.)

Mit ihr waren nur einige wenige Leute aus dem Zug gestiegen. Sie sahen so aus, als hätten sie kaum geschlafen. Auch sie hatte praktisch kein Auge zugetan in dem Abteil mit der Mutter, ihren beiden Kindern, den vier uniformierten Frauen und einem Soldaten, der sich im letzten Moment vor der Abfahrt auch noch dazugesellt hatte. Für einen Moment hatte sie geglaubt, es sei der Mann in dem Mantel, dessen Schulter sie gestreift hatte, und sie war etwas enttäuscht, als sie sah, dass dieser Mann sehr viel älter war. Er hatte sich mit einem entschuldigenden Lächeln gesetzt, sofort die Augen geschlossen und zu schnarchen begonnen, was den kleinen Jungen belustigt hatte, als er davon aufgewacht war.

Wieder musste sie an den Mann in dem Mantel denken, und sie fragte sich, wo er stationiert sein mochte. Am Bahnhof Kirkdale war er nicht ausgestiegen. Wegen der Schirmmütze wusste sie nicht, welche Farbe sein Haar hatte, aber diese blauen Augen ... Vielleicht hatte sie seine Hilfe etwas zu brüsk zurückgewiesen. Ihre Mutter hätte ihre schlechten Manieren getadelt. Dann erinnerte sie sich, dass er ihr Unbehagen genossen hatte, und sie stieß verärgert die Tür des Cafés auf, setzte sich, bestellte Rührei auf Toast und schlug ihr Buch auf.

»Tut mir leid, aber es gibt nur Trockenei«, sagte die Kellnerin, als sie den Teller brachte. »Wir haben die übliche Lieferung an Eiern diese Woche nicht bekommen.«

»Macht nichts«, sagte June lächelnd.

»Die meisten Kunden verstehen das, aber einer nörgelt ständig. Ich muss ihn immer daran erinnern, dass wir im Krieg sind. Er hält mich für frech.« Sie lächelte und entblößte dabei eine Zahnücke.

»Gut, dass Sie es ihm gesagt haben.«

»Darf ich fragen, wohin Sie wollen?«

»Ich werde im Dr. Barnardo's Home eine Stelle antreten.«

»Das ist das Waisenhaus, oder?« Die Kellnerin stemmte die Hände in die Hüften, ihre Miene wirkte interessiert.

»Ja. Ist es sehr weit?«

Die Kellnerin runzelte die Stirn und zupfte an ihren Ohr-läppchen, als würde ihr das beim Nachdenken helfen.

»Ist von hier noch ein ganzes Stück. Nehmen Sie den Bus?«

»Ja. Wie weit ist es denn?«

»Etwa acht Meilen, doch der Bus hält ständig, sodass einem die Fahr viel länger vorkommt. Frühstücken Sie erst mal. Den Tee bringe ich gleich.«

Nach drei Haltestellen war der Bus rappelvoll. Alle sprachen in einem merkwürdigen Dialekt, sodass sie nur die Hälfte verstand.

Eine äußerst korpulente Dame setzte sich neben sie und drückte sie an das Fenster. Sie versuchte zu lesen, doch die Straße war so holprig, dass ihr dabei übel wurde, und so gab sie es auf. Sie sah die Landschaft am Fenster vorüberziehen; gelegentlich kamen sie durch ein kleines Dorf. In Gedanken beschäftigte sie, wie es in Bingham Hall sein würde. Würde sie den Kindern wirklich helfen können, oder würde ihre Arbeit bloße Routine sein?

Wie alle anderen will auch ich meinen Teil zu den Kriegsanstrengungen beitragen, dachte sie. An dem Tag, als sie das Angebot von Dr. Barnardo's erhalten hatte, war zugleich ein Brief des Auxiliary Territorial Service gekommen, in dem sie aufgefordert wurde, sich für den Dienst an der Heimatfront

zu melden, doch glücklicherweise war sie sofort davon befreit worden, weil ihre künftige Stellung in dem Waisenheim als wichtig angesehen wurde. Es war eine große Erleichterung gewesen, selbst über die eigene Zukunft bestimmen zu können. Es war ihre Hoffnung, ihr Traum, mit bedürftigen Kindern arbeiten zu dürfen, und ein Waisenhaus wie das von Dr. Barnardo's schien ihr dafür genau der richtige Ort zu sein.

Die dicke Frau neben ihr machte sich noch breiter, schließ ein und begann leise zu schnarchen. Sie roch so, als hätte sie schon länger kein Bad mehr genommen. June seufzte. Ihr war bewusst, dass sie nicht über die Frau richten durfte. Wer wollte schon wissen, wie ihre Lebensumstände waren? Gleich bist du da, und dann ist alles in Ordnung, sagte sie sich.

Aber die Fahrt zog sich in die Länge. Einmal musste der Busfahrer umkehren.

»Wir kommen nicht durch«, rief der Schaffner. »Nach dem Bombenangriff letzte Nacht ist die Straße komplett blockiert. Wir müssen einen Umweg nehmen. Vermutlich wird sich die Fahrzeit um eine halbe Stunde verlängern.«

Ein paar Leute stöhnten genervt, doch die meisten nahmen es gleichmütig hin und versuchten zu schlafen oder unruhige Kinder zu besänftigen.

Aus der halben Stunde wurde eine ganze. Auch auf dem Umweg war die Straße nicht passierbar, und der Fahrer musste umdrehen, um es mit noch einer anderen Route zu versuchen. Auch diese Straßen waren teilweise mit den Trümmern bombardierter Gebäude übersät. Mit dermaßen deprimierenden Anblicken hatte June so weit entfernt von London nicht gerechnet. Sie betete dafür, dass ihre Tante in Sicherheit sein möge. Die gute Ada hatte sie ermutigt, die Stelle im Dr.

Barnardo's Home anzunehmen, obwohl sie einräumte, dass June ihr schrecklich fehlen würde.

»Vergiss nicht, dich ab und zu ein bisschen zu amüsieren«, hatte Tante Ada gesagt. »Wenn dieser Krieg noch lange dauert, gibt es noch genügend Gelegenheiten, Trübsal zu blasen.« Dann hatte sie June von Kopf bis Fuß gemustert. »Du bist noch sehr jung und bildhübsch. Binde dich nicht sofort an einen Jungen, auch nicht an Howard Blessing.«

Howard Blessing. Zuerst war sie verknallt gewesen in ihn, doch das hatte sich schnell gegeben.

»Vergiss nicht, dass du mich ihm vorgestellt hast«, sagte June lächelnd.

»Schon möglich, aber ich habe geglaubt, er würde dich ins Kino oder zum Tanzen einladen, statt dich in deinem Alter gleich *heiraten* zu wollen.«

»Er hat nur Spaß gemacht«, antwortete June. »Aber du musst dir keine Gedanken machen, denn ich liebe ihn nicht. Ich möchte mich nur auf meine neue Arbeit konzentrieren, und *wenn* ich jemals heirate, dann nur jemanden, den ich wirklich liebe.«

»Zweifellos wird es irgendwann passieren, und dann wird es der Himmel auf Erden sein.«

Die Stimme des Schaffners riss sie aus ihren Gedanken. »Die nächste Haltestelle ist Ferndale.« Er wandte sich lächelnd June zu. »Da musst du aussteigen, Mädchen.«

»Danke.« Sie stand auf. *Mädchen?* Und wurde man hier einfach so geduzt? Hier schien einiges anders zu sein als in London. Die korpulente Frau ließ sie vorbei, und sie ging zur Vordertür des Busses, wo sie den Koffer aus dem Gepäcknetz hievte. Als der Busfahrer bremste, wäre sie beinahe gestolpert.

»Vorsicht.« Der Schaffner packte ihren Arm. »Wohin soll's gehen, mein Mädchen?«

»Zu Dr. Barnardo's Heim. Wissen Sie, wo es ist?«

»Ja. Früher gehörte das Anwesen Lord Bingham. Jetzt hat es die Organisation Dr. Barnardo's übernommen, doch alle nennen es immer noch Bingham Hall. Du musst da vorne nach links abbiegen. Es sind gut zwanzig Minuten. Es geht bergan, aber du bist jung. Also wirst du vermutlich nicht so lange brauchen. Bist du Lehrerin? Oder willst du eins der Waisenkinder besuchen?«

»Ich werde dort als Assistentin der Heimleiterin arbeiten.«

»Mrs Pherson?«

June nickte.

»Na, dann viel Spaß. Und Glück, du wirst es brauchen. Nicht nur bei den Kindern.«

Sie fragte sich, was das heißen sollte, doch es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Der Schaffner stellte ihren Koffer an den Straßenrand und winkte ihr zum Abschied zu.

June begann zu frieren, als sie dem davonfahrenden Bus nachblickte. Außer ihr war niemand ausgestiegen. Außerhalb von Liverpool war es neblig. Sie fragte sich, wie weit das Waisenheim vom nächsten Dorf entfernt war. Egal, für sie gab es nun kein Zurück mehr. Am Himmel hatten sich dunkle Wolken zusammengezogen, und es begann zu nieseln. Sie zog ihren Schal fester zusammen und strich ein paar blonde Haarsträhnen zurück, die unter ihrem Hut hervorschauten. Dann griff sie nach dem Koffer und machte sich auf den Weg.

Schließlich sah sie das Haus. Zuerst fielen ihr die hohen Schornsteine auf, aus denen Rauch in den bewölkten Himmel

stieg. Als sie näher kam, wurde ihr klar, dass dies das Zuhause einer sehr bedeutenden Familie gewesen sein musste. Die Säulen davor verliehen ihm das Aussehen eines herrschaftlichen Landsitzes.

Sie fragte sich, was aus Lord Bingham geworden sein mochte. Waren er und seine Familie bei Kriegsausbruch geflohen? Und warum war nun aus dem Anwesen ein Kinderheim geworden? War es nur eine Art Leihgabe bis zum Ende des Krieges? Doch was spielte das für eine Rolle, da jetzt ein Dr. Barnardo's Home hier untergebracht war? Was immer in der Vergangenheit passiert sein mochte, das Haus bot Waisenkindern ein Zuhause. Während sie die lange Zufahrtsstraße hinabging, war sie von dem Anblick völlig fasziniert. Was musste ein Waisenkind denken, das so ein Anwesen zum ersten Mal sah? Das mit Fremden in so einem Landsitz zurückblieb? Sie reckte den Hals und lächelte traurig, als sie zu den unzähligen Fenstern aufblickte, die sie wie Augen zu betrachten und zu entscheiden schienen, ob sie willkommen war oder nicht.

Nichts deutete darauf hin, dass das Anwesen bewohnt war. Sie fragte sich, ob es dort wohl spukte. Es lief ihr kalt den Rücken hinunter, und sie versuchte, sich die absurde Idee auszureden. Sie blickte auf die Uhr und sah, dass es immer noch sehr früh war.

Mit zitternden Fingern klingelte sie an der massiven Eichentür.

Keine Reaktion. Sie wartete. Keine schlurfenden, keine eiligen Schritte. Nichts. Sie klingelte erneut, diesmal länger. Sie hörte eine Männerstimme, konnte aber nicht verstehen, was sie sagte.

Die schwere Tür öffnete sich quietschend, und ein kleiner, von Kopf bis Fuß in Schwarz gewandeter Mann, dessen gebeugte Haltung einen glauben ließ, er habe sein Leben lang auf den Feldern gearbeitet, stand mürrisch und leise fluchend vor ihr.

»Ich bin nicht taub. Es reicht, wenn Sie einmal klingeln.«

»Entschuldigen Sie.« Was für ein unhöfliches Ekel. Sie hoffte, dass sie nicht viel mit ihm zu tun haben würde.

Seine wässrigen Augen musterten sie. »Sind Sie die neue Assistentin der Heimleiterin?«

»Ja. Ich heiße June Lavender.« Würde er sie jemals hereinbitten?

Er starrte sie einfach nur an. Hatte sie einen Schmutzleck auf der Nase? Allmählich bekam sie kalte Füße, und sie trat vor und drängte den kleinen Mann zurück. »Darf ich hereinkommen?«

Er trat widerwillig zur Seite, und sie stand in einer wundervollen Halle mit einem riesigen Kamin, in dem ein Feuer flackerte, das in dem großen Raum aber keine Wärme verbreitete. Kerzenhalter, Kronleuchter, Familienwappen, auf dem steinernen Boden ein Orientteppich. Exakt so hatte sie sich die große Halle eines Landsitzes englischer Adelliger vorgestellt. Sie atmete tief durch, um ihren Herzschlag zu beruhigen.

»Ist das Miss Lavender, Gilbert?«, ertönte von oben eine energische Frauenstimme. June legte den Kopf in den Nacken und erblickte eine Frau mit weißer Haube, die sich über ein Eichengeländer beugte.

»Ja, Ma'am. Sie ist gerade eingetroffen.«

Eine außergewöhnlich große Frau mit einer randlosen

Brille, das graue Haar zu einem strengen Knoten gebunden, eilte die Treppe hinunter. Ihre stahlgrauen Augen musterten June von Kopf bis Fuß.

»Sehr groß sind Sie nicht«, bemerkte sie.

»Immerhin über eins sechzig. Und ich bin kein Schwächling.«

»Hm. Wir haben hier fast nur Jungs, eine ziemlich wilde Bande.« Sie blickte June an. »Nach Ihrem Brief hätte ich Sie für älter gehalten. Sie sehen aus wie sechzehn.«

»Im kommenden Juni werde ich einundzwanzig«, sagte June bestimmt. »Und ich bin gewöhnt an den Umgang mit ungehörigen Kindern. Während der letzten beiden Jahre habe ich mich um die drei Jungs meiner Schwester gekümmert, und mit denen hat man alle Hände voll zu tun.«

»Nicht so viel wie mit *dreiunddreißig* kleinen Teufeln, und dazu kommen noch sieben Mädchen, die ohne Unterlass heulen.«

June wollte etwas sagen, doch die Frau redete schon weiter.

»Ich bin Mrs Pherson, die Heimleiterin«, erklärte sie, als hätte June das nicht längst begriffen.

June streckte die Hand aus, doch die Heimleiterin schüttelte sie nur flüchtig. »Bring Miss Lavenders Koffer nach oben, Gilbert.« Sie wandte sich wieder an June und zeigte einen Gang hinab, der in den hinteren Teil des Hauses führte. »In der Küche können Sie eine Tasse Tee trinken. Die Tür da hinten rechts.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Wir sehen uns hier in exakt zwanzig Minuten. Bitte lassen Sie mich nicht warten.«

Die Frau führt ein strenges Regiment, dachte June müde, während ihr die Worte des Schaffners wieder einfielen, die ihr nun fast wie eine Warnung vorkamen. Jetzt wollte sie aber nur noch ihr Zimmer finden, den Koffer loswerden und die

Küche suchen. Eine Tasse Tee erschien ihr wie ein Geschenk des Himmels.

»Ja, einen Tee könnte ich gut gebrauchen, vielen Dank.« Sie schaute Gilbert an, der mit mürrischer Miene etwas abseits stand. »Wenn Sie vorgehen, kann ich den Koffer selber nach oben tragen.«

»Wie Sie möchten.«

Gilbert stapfte in seinen abgestoßenen schwarzen Stiefeln die Treppe hinauf, gefolgt von June mit dem Koffer. Eine Treppe folgte auf die andere. Als sie schon glaubte, vor Erschöpfung zusammenzubrechen, deutete Gilbert auf eine Tür und nickte.

»Da wären wir«, sagte er und fügte hinzu, er habe sich um andere Dinge zu kümmern.

Ein guter Anfang sieht anders aus, dachte June. Gilbert und die Heimleiterin hatten sie kein bisschen herzlich empfangen, doch sie war an den Umgang mit schwierigen Menschen gewöhnt. Ihr Vater gehörte dazu, und obwohl sie ihre Mutter geliebt hatte, war es auch mit ihr nicht einfach gewesen, vor allem, wenn sie getrunken hatte. Und Stella hatte ein launisches Temperament. Sie seufzte tief. Sie würde einfach ihr Bestes geben, um die Heimleiterin zufriedenzustellen. So schlimm konnten diese dreiunddreißig Jungs nicht sein.

Sie öffnete die Tür und betrat das feuchte Zimmer, das so wirkte, als wäre es seit Monaten nicht benutzt worden. Sie trat ein und begann zu zittern, obwohl sie den Mantel noch anhatte. Es gab einen Kamin, aber kein Brennholz, um Feuer darin zu machen. An einer Wand standen ein hässlicher brauner Kleiderschrank und eine nicht dazu passende Kommode, und auf dem Tisch am Fenster sah sie eine Vase mit schmut-

zig-grünem Wasser und nicht mehr identifizierbaren verwesenen Blumen darin. Sie rümpfte die Nase und öffnete das Fenster, um den Gestank zu vertreiben. Es war noch so neblig, dass sie nicht erkennen konnte, was für ein Ausblick sich normalerweise bot. Sie würde sich gedulden müssen.

Würde sie in dieser Atmosphäre jemals Schlaf finden? War sie nach Tante Adas tipptopp aufgeräumter Wohnung zu kritisch? Ihre Mutter hatte sich bemüht um Ordnung und Sauberkeit, bevor sie krank geworden war, doch ihr Vater hatte immer alles als selbstverständlich hingenommen und trotz inständiger Bitten nicht einmal die Stiefel ausgezogen, wenn er aus dem Garten kam. Seine dreckigen Klamotten hatte er einfach auf den Boden geworfen, damit sie sie aufhob und wusch. Sie verdrängte die Erinnerung an ihren Vater. Sobald sich die Möglichkeit ergab, würde sie das Zimmer erst einmal putzen, doch jetzt, noch vor der Tasse Tee, wollte sie ihren Koffer auspacken.

Sie hängte ihre wenigen Kleidungsstücke in den Schrank, aus dem ihr der Geruch von Mottenkugeln entgegenschlug. Dann griff sie nach ihrer Bürste und dem Kamm, doch es gab keinen Spiegel, vor dem sie ihre Frisur in Ordnung bringen konnte. Trotzdem wollte sie sich nicht beklagen. Sehr viele Menschen waren deutlich schlimmer dran. Angesichts der Entfernung des Landsitzes von Liverpool schien es ihr unwahrscheinlich, dass sie hier ausgebombt werden würde. Die Zufahrtsstraße allein war eine halbe Meile lang. Dort draußen musste es wundervolle Gärten geben, wo sie mit den Kindern spielen konnte. Bald würde sie ihr Zimmer behaglich herrichten. Es ging nur darum, sich an alles zu gewöhnen.

Fünf Minuten später brachte sie ein Dienstmädchen zur Küche, wo auf einem Tisch eine Teekanne nebst Tassen und Untertassen stand. Zwei junge Mädchen halfen einer pummeligen Frau mit Schürze und einer weißen Haube, die vor einem riesigen Topf stand, in dem man ein Kind hätte baden können.

»Du bist die junge Frau, die unserer Heimleiterin helfen soll?«, fragte die Frau in einem umgänglichen Tonfall.

»Ja, ich bin gerade aus London gekommen.«

»Man hört's, Mädchen.« Sie wischte sich die Rechte an der Schürze ab und streckte sie aus. »Ich bin Marge Bertram. Nenn mich Bertie. Das tun hier alle. Wir duzen uns meistens unter den Angestellten. Wahrscheinlich findest du auch, dass ich komisch spreche. Ich komme aus Schottland. Nach dem Tod meines zweiten Ehemanns habe ich beschlossen, dass es Zeit für eine Veränderung ist, und die Grenze überquert.« Sie lachte. »Immerhin ist es hier ein paar Grad wärmer. Davon abgesehen, war mir nicht klar, dass die Luftwaffe auch hier bombardiert, um die Docks und sonst was zu zerstören.« Sie blickte June an, die darauf wartete, dass man ihr einen Stuhl anbot. »Doch all das interessiert dich im Moment bestimmt nicht. Du musst erschöpft sein. Der Tee steht da auf dem Tisch. Bedien dich, meine Gute. Und entschuldige mich, ich muss mich um das Mittagessen kümmern.«

»Wann wird denn gegessen?«, fragte June, verlegen, weil ihr Magen schon wieder zu knurren begann. Das dürftige

Frühstück in dem Bahnhofscafé hatte nicht viel ausrichten können gegen ihren Hunger.

Bertie schaute auf die Wanduhr. »Um eins, aber du musst Hunger haben. Ich schneide dir ein Stück Kuchen ab, aber sag niemandem etwas davon. Eigentlich sollen den die Kinder zum Tee bekommen.«

»Ich habe noch keinen Mucks von ihnen gehört«, sagte June, während sie sich Tee einschenkte. »Sind sie irgendwo draußen?«

»Nein, meine Gute, so früh morgens nicht. Da müssen alle zum Unterricht. Wir haben hier dicke Wände. Im Viktorianischen Zeitalter wusste man noch, wie man richtig baut. Man hört allenfalls im Nachbarzimmer etwas. Oder wenn sie einem direkt auf die Pelle rücken und Krach schlagen. Die Ausnahme ist die Kleine da in der Ecke.« Sie wies mit einer Kopfbewegung auf ein Mädchen mit blonden Locken und dem Gesicht eines Engels, das auf einem dreibeinigen Schemel dicht vor dem Ofen saß und am Daumen nuckelte.

Es brach June das Herz. Die Kleine sah aus wie eine Doppelgängerin von Clara, als die in ihrem Alter gewesen war.

»Sag der netten neuen Dame guten Tag. Sie ist gekommen, um dir zu helfen.« Bertie wandte sich June zu und senkte die Stimme. »Das arme Mädchen spricht nicht ... Nicht ein Wort, seit sie bei uns ist. Zuerst haben wir alle geglaubt, sie wäre stumm. Jetzt wissen wir, dass das Problem psychischer Natur ist.«

Armes kleines Ding. Was konnte passiert sein? June wollte aufstehen, doch Bertie streckte warnend die Hand aus. »Es ist besser, sich ihr beim ersten Mal nicht zu sehr zu nähern. Man sollte sie nicht noch mehr verängstigen, als sie es ohnehin schon ist.«

»Wie alt ist sie?«, flüsterte June.

»Noch keine vier.«

Die Ähnlichkeit mit ihrer Schwester drohte June Tränen in die Augen treten zu lassen, doch sie schaffte es, das Mädchen anzulächeln. »Hallo, meine Kleine. Willst du mir nicht sagen, wie du heißt?«

»Sie wird nicht antworten«, unterbrach Bertie. »Sie heißt Lizzie, doch der Name scheint ihr nichts zu sagen. Sie reagiert nicht darauf. Woher das kommt, erkläre ich dir später, wenn sie schläft.«

»Hallo, Lizzie«, fuhr June unbeirrt fort, doch das Kind starrte sie nur unverwandt an. Lizzie hatte dunkle Augen, im Gegensatz zu Claras, die grün gewesen waren wie Junes, doch die anderen Züge des kleinen Mädchens, die Form ihres Kopfes ... All das brachte schmerzliche Erinnerungen zurück. Die nervliche Anspannung ließ sie zittern. Sie versuchte sich zu beruhigen, indem sie ihren Tee trank und darauf wartete, dass ihr Herzschlag sich verlangsamte. Hier würde es ihr gut gehen, sie war in Sicherheit. Wenn sie jetzt innerlich zusammenbrach, würde sie den Kindern nicht helfen können. Bertie hatte recht. Es war am besten, Abstand zu halten, bis Lizzie ihr zu vertrauen begann. Irgendetwas Entsetzliches musste das Kind belasten. Sie würde sich um Lizzie ganz besonders kümmern und sie wieder zum Sprechen bringen. Bei dem Gedanken wurde ihr warm ums Herz.

Als sie gerade die Teetasse leerte, steckte eine Schwester den Kopf durch die Tür, unter deren Haube schwarze Locken hervorschauten.

»Ah, das sind Sie ja. Unsere grimmige Matrone hat mir erzählt, dass Sie eingetroffen sind.«

»Matrone?«, wiederholte June.

Die Schwester lachte, und Bertie fiel ein. »Die Matrone, so nennen wir unsere geschätzte Mrs Pherson.« Sie musterte June und streckte die Hand aus. »Ich heiße Iris Marchant, und Sie sind ...«

»June Lavender.« Sie schüttelte der Schwester die Hand.

»Wir werden bestimmt gut miteinander klarkommen«, sagte Iris lächelnd. »Ich glaube, wir passen zusammen.«

June war dankbar, dass diese junge Frau, kaum älter als sie, ebenfalls hier arbeitete. Ja, bestimmt würden sie Freundinnen werden. Iris schenkte sich eine Tasse Tee ein und leerte sie schnell.

»Sie sprechen nicht so, als würden Sie hier aus dem Norden kommen«, sagte June.

»Ich?« Iris zeigte auf sich selbst. »Definitiv nicht. Ich komme aus Kent, doch in diesem verdammtten Krieg ist das kein guter Ort zum Leben. Da kriegt man die Schlacht um England ganz aus der Nähe mit. Meine beiden jüngeren Brüder waren ganz verrückt vor Aufregung. Die kleinen Idioten können es gar nicht abwarten, alt genug zu sein, um sich freiwillig zu melden.«

June nahm das angebotene Stück von Berties Kuchen, während Iris schon weiterredete. »Ich wurde hierher geschickt und bleibe, aber keinen Moment länger, als ich muss. Wenn der Krieg vorbei ist – wann immer das sein mag –, bin ich sofort weg. Bis dahin halten mich die Kinder auf Trab mit ihren diversen Krankheiten und Streichen.« Sie grinste. »Und hier gibt es reichlich zu essen, das ist heutzutage immer ein Pluspunkt.«

»Sind die Lebensmittel nicht rationiert?«

»Einige schon«, antwortete Iris. »Aber die Behörden kümmern sich besonders um Kinderheime. Wir haben hier keine Probleme.«

June setzte ihre Tasse ab. Die zwanzig Minuten mussten verstrichen sein.

»Ich soll mich gleich mit der Heimleiterin treffen«, sagte sie.

Iris zog eine Grimasse. »Sie ist so eine Sklaventreiberin. Kaum hat man seinen Koffer ausgepackt, da spannt sie einen schon ein. Mach dich besser auf den Weg. Du wirst es dir nicht gleich am ersten Tag mit Pherson verscherzen wollen.«

Die Heimleiterin wartete bereits ungeduldig. »Da sind Sie ja endlich. Zuerst zeige ich Ihnen eines unser Klassenzimmer.«

Damit ging sie den Korridor hinab, dicht gefolgt von June, und öffnete ohne anzuklopfen die Tür des Unterrichtsraums, in dem etwa fünfzehn Kinder saßen.

Zwei kleine Jungen, die nicht älter als drei oder vier sein konnten und noch am Daumen lutschten, starrten June aus weit aufgerissenen Augen an; die älteren Kinder, sämtlich Jungs im Alter von zehn oder elf, begannen zu flüstern. June sah, dass ein blonder Junge einem dunkelhäutigen den Ellbogen in die Rippen stieß. Das Kind schrie auf. Alle starrten sie an.

Die Heimleiterin runzelte die Stirn. »Miss Graham?«

Eine außergewöhnlich hübsche, schlanke Frau mit zurückgebundenem blondem Haar hörte auf, die Tafel abzuwischen und legte den Schwamm weg. Dann kam sie entschlossen zu den beiden Besucherinnen. Ihre Absätze klackerten auf den hölzernen Bodendielen.

»Ich möchte Ihnen Miss Lavender vorstellen, Miss Graham«, sagte die Heimleiterin. »Sie ist meine neue Assistentin, die mir etwas von der vielen Arbeit abnehmen soll.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.« Die Frau streckte die Hand aus. »Ich heiße Athena Graham. Meine Mutter war Griechin. Ich unterrichte die Kinder in Englisch und Mathematik. Ich hoffe, Sie werden glücklich bei uns.«

Athena Graham selbst wirkte nicht besonders glücklich, obwohl June sich nicht vorstellen konnte, dass sie sich von den Jungs auf der Nase herumtanzen ließ.

»Bestimmt«, antwortete June. »Ich freue mich auf meine Arbeit.«

Miss Graham wandte sich an ihre Schützlinge. »Ihr wisst doch, dass ihr aufstehen sollt, wenn jemand das Klassenzimmer betritt.«

Die Schüler schoben ihre Stühle zurück und sprangen auf. Ihre Mienen verrieten Neugier. Sie begannen zu tuscheln, und einer von ihnen piffte, als June sie unsicher anlächelte.

»Es reicht, Jackson«, tadelte die Heimleiterin. »Hast du keine Manieren?«

»Die hab ich heute Morgen im Schlafsaal gelassen.«

Die anderen Jungs kicherten.

»Was haben Sie noch mal gesagt, wie Sie heißen, Miss?«, fragte ein anderer Junge mit einem hageren Gesicht, dem das fettige dunkle Haar in die Stirn fiel.

»June Lav...«

»Für dich Miss Lavender, Draper«, wies ihn die Heimleiterin zurecht.

Der Junge warf den Kopf in den Nacken. »Wie geht's denn so,

Miss Lavender?«, sagte er mit einem vorgetäuschten Oberklasse-Akzent. Die anderen Jungs kicherten erneut.

»Ich wollte euch alle begrüßen«, sagte June lächelnd. »Hoffentlich werden wir uns bald näher kennenlernen. Ich bin mir sicher ...«

»Das reicht jetzt«, unterbrach die Heimleiterin und packte Junes Arm. »Ich habe Ihnen noch einiges zu zeigen. Wir sehen uns beim Essen, Miss Graham.« Sie nickte der Lehrerin noch einmal zu und schob June in den Flur.

Die Heimleiterin stellte ihr noch zwei weitere Lehrerinnen vor, zuerst Mrs Barbara Stern, die Religion, Handarbeit und Kunst unterrichtete, dann Miss Ayles, deren Klasse aus vier Mädchen bestand, alle um die acht Jahre alt.

»Miss Ayles hat die älteren Kinder«, informierte Mrs Pherson June. »Sie unterrichtet Geschichte und Geografie unter besonderer Berücksichtigung unseres ruhmreichen Empires.«

Miss Ayles war gertenschlank, trug eine Brille und hatte jede Menge Muttermale im Gesicht und auf den Händen. Ihr graues Haar wurde von zwei Kämmen aus Schildpatt zusammengehalten.

»Miss Lavender ist meine neue Assistentin«, verkündete die Heimleiterin.

June lächelte, aber die Lehrerin schüttelte ihr nur flüchtig die Hand. Außer Iris und Bertie schien sie hier niemand wirklich willkommen zu heißen. June nahm sich vor, ihnen zu zeigen, dass sie keine Angst vor der Arbeit hatte und sich dieser mit Herz und Seele widmen würde. In Gedanken war sie einmal mehr bei Lizzie, doch als sie gerade den Mut aufbringen wollte, nach ihr zu fragen, war die Heimleiterin schon beim nächsten Punkt.

»Wir werfen kurz einen Blick durch die Tür der Krankenstation. Wir sollten da nicht reingehen und uns etwas fangen. Maureen wird da sein. Zwei von den Mädchen haben Mandelentzündung. Die beiden sind Zwillinge – Daisy und Doris – und stecken sich immer gleichzeitig an. Mittlerweile sind sie seit einer Woche krank.« Die Heimleiterin strich ihr dunkelblaues Kleid glatt. June wusste nicht, ob sie verärgert war, weil die Zwillinge sich immer gleichzeitig ansteckten, oder ob sie an Maureens Fähigkeiten als Krankenschwester zweifelte.

»Ich habe Iris kennengelernt, die andere Krankenschwester. Sie scheint sehr nett zu sein.«

Die Heimleiterin verzog das Gesicht. »Nett? Sie ist eine streitsüchtige Person, aber ich lasse mir das nicht bieten. Es gibt jede Menge Krankenschwestern, die einen Job suchen.«

June fühlte sich unbehaglich. Sie war gerade erst eingetroffen, und schon beschwerte sich die Heimleiterin ausgerechnet über Iris, die ihr sofort sympathisch gewesen war. Was für ein Drachen. Sie fragte sich, wie lange diese Matrone schon die Stelle in dem Waisenhaus hatte und wie die Belegschaft mit ihr auskam.

Sie stiegen die Treppe in den ersten Stock hoch, und die Heimleiterin klopfte und öffnete die Tür, ohne eine Antwort abzuwarten. June blieb draußen, weil sie die beiden kranken Mädchen nicht stören wollte.

»Es ist besser, wenn Sie warten, bis ich sage, dass Sie reinkommen können«, ertönte eine verärgerte Frauenstimme. Dann tauchte eine kleine, stämmige Frau mit finsterner Miene und einem vor Zorn geröteten Gesicht auf, die den Arm ausstreckte, um Pherson aufzuhalten.

»Ich bin die Heimleiterin und kann hereinkommen, wann immer ich will.« Pherson wollte Maureen zur Seite schieben, doch die junge Frau war stark.

»Nein, tut mir leid, Sie können nicht nach Belieben kommen und gehen. Die Mädchen schlafen, und ich lasse es nicht zu, dass sie geweckt werden. Sie wissen, dass ich Sie benachrichtige, falls sich ihr Gesundheitszustand verschlechtert.« Maureen bat June mit einem Lächeln um Verständnis. »Bitte, gehen Sie jetzt. Wenn Iris am Abend übernimmt, melde ich mich mit einem ausführlichen Bericht bei Ihnen, Mrs Pherson.«

»Das will ich hoffen«, erwiderte die Heimleiterin verärgert, bevor sie sich umwandte und die Tür schloss.

Noch jemand, der nicht vorhat, sich von diesem Drachen tyrannisieren zu lassen, dachte June, der imponierte, dass Maureen nicht nachgegeben hatte. Das würde sie sich merken.

»Was für eine vorlaute Person«, kommentierte Pherson gereizt. »Sie kann froh sein, wenn *ich* nicht einen Bericht über *sie* schreibe.«

»Ich hatte gehofft, vielleicht Lizzie sehen zu können«, sagte June, die das Thema wechseln wollte. »Das arme kleine Ding. Warum kann sie nicht sprechen?«

»Sie *will* nicht reden«, sagte Pherson so entschieden, dass June erschrocken einen Schritt zurückwich.

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich mir schon. Es ist offensichtlich. Das Mädchen buhlt um Aufmerksamkeit und weiß genau, was es will. Deshalb habe ich es von den anderen getrennt. Sie stiftet nur Unruhe.«

»Können wir sie besuchen?«, fragte June.

»Nein. Ich kann all diese Treppen nicht öfter als einmal am Tag hochsteigen. Aber Sie werden bald Hilda kennenlernen, die sich um Lizzie kümmert. Die Frau ist gefräßig wie ein Pferd und wird mit Sicherheit als Erste zum Essen erscheinen.«

»Sieht Lizzie die anderen Kinder wenigstens beim Essen?«, fragte June.

Die Heimleiterin warf ihr einen scharfen Blick zu. »Ich habe doch gerade gesagt, dass das Kind von den anderen isoliert werden muss. Hilda schlingt ihr Essen herunter und bringt dann Lizzie ihres nach oben.«

»Soll das heißen, dass Lizzie allein ist, während Hilda zum Essen runterkommt? Selbst wenn es nur für ein paar Minuten ist, halte ich das für gefährlich. Gibt es denn keine verantwortliche Kinderschwester?«

»Nein. Die letzte hat uns verlassen, und wir schwimmen nicht gerade im Geld.«

»Aber *ich* habe eine Ausbildung als ...«

»Das Kind ist praktisch nie allein«, unterbrach die Heimleiterin, die June einen bitterbösen Blick zuwarf. »Sie stellen schon am ersten Tag zu viele Fragen, mein Mädchen. Und Sie würden allen hier einen Gefallen tun, wenn Sie Ihre Meinung für sich behielten.« Damit stapfte sie die Treppe hinunter, gefolgt von June, deren Herzschlag sich vor Verärgerung beschleunigt hatte.

»Ich habe zu tun«, sagte Pherson. »Auf mich wartet Papierkram. Lassen Sie sich den Rest von einer der anderen zeigen.«

June war froh, als sie verschwand. Ich sehe mich auf eigene

Faust um, ohne dass mir ständig diese Matrone im Nacken sitzt, dachte sie. Sie fühlte sich schlecht, weil sie schon kurz nach ihrer Ankunft so dachte, doch dieser Drachen legte keinen Wert darauf, sich beliebt zu machen. Andererseits wollte June Mrs Pherson nicht zur Feindin haben. Das wäre fatal. Sie straffte die Schultern und erkundete weiter ihr neues Zuhause.